

LUDENDORFFS KRIEGSERINNERUNGEN


LUX
LIBERTAS


a 00002 988887



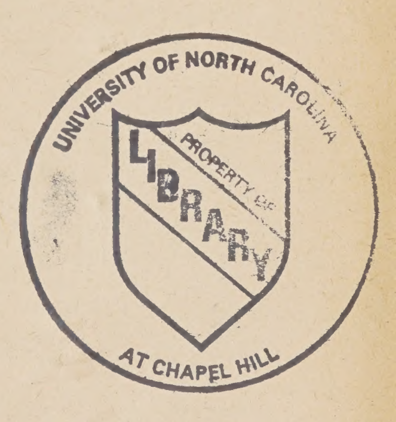
Vortragsstoff für deutschnationale Redner

Heft 8:

Ludendorffs Kriegserinnerungen

Nach einem Vortrag von

Hans Krause



1. und 2. Tausend

Preis 0,75 Mark

Verlag des Deutschnationalen Landesverbandes Mittelschlesien
Breslau 1, Altbüßerohle 16/20


DER NIEDERSÄCHSISCHE LANDTAG
BIBLIOTHEK

Ludendorffs Kriegserinnerungen

Unsere politischen Gegner können sich gar nicht genug tun in dem Jubelruf, daß der 9. November 1918 der große Tag des Heils sei, mit dem eine ganz neue Zeit für das Vaterland angebrochen sei. Ganz gewiß, wir leben in einer neuen Zeit, aber mir will es scheinen, als ob der künftige Historiker alle Ursache dazu haben wird, diese neue Zeit nicht mit dem 9. November beginnen zu lassen. Diese Revolution hat keine großen, weltbewegenden Ideen kundgetan; sie kann sich in dieser Hinsicht sogar nicht vergleichen mit dem Sturmjahr von 1848; im Gegenteil, der nüchterne Blick muß feststellen: Ueberall große Worte, traurige Armut an Ideen, nichts als eine große Lohnbewegung, und doch eine neue Zeit, aber herbeigeführt durch das große Erlebnis des Krieges, beginnend mit den Tagen heiliger Begeisterung im Sommer des Jahres 1914. Mit diesem gewaltigen Erleben ringt die Nation, sie kann das Furchtbare noch nicht fassen. Immer wieder von neuem die Frage aus gequältem Herzen: Wie konnte es kommen, daß unser Reich zerschlagen wurde, wie kam es zu dieser grausigen Niederlage? Diese Frage wird nicht verstummen, sie wird uns verfolgen bis ans Ende unserer Tage, sie wird vor uns stehen, bis auch der letzte des jetzt lebenden Geschlechts ins Grab gesunken sein wird. Eine spätere Generation erst wird die Antwort finden; und vielleicht ersteht neben einem großen Historiker der geniale Dichter, der diesen Verzweiflungskampf eines großen und edlen Volkes im unsterblichen Lied verherrlicht, einem zweiten Nibelungenlied. Uns aber ist schon jetzt ein Heldenbuch geschenkt, erschütternd in seiner Ehrfurcht vor dem Erlebnis dieses großen Krieges und erhebend durch den eisernen festen Willen, und den Mannesmut, den nichts zerbrechen kann, der gewaltiger ist als das Schicksal. Ludendorff, der Führer unserer Heere, hat es uns geschenkt. Freilich, auch er kann uns nicht die endgültige Antwort geben auf die große Frage, aber der Schleier, der über den Ereignissen liegt, wird gehoben; wir sehen klarer, die verschlungenen Fäden beginnen sich zu entwirren, was wir alle durchgemacht haben in all den Jahren schier übermenschlichen Erlebens, das wird hier zum Ausdruck gebracht: „Das Kämpfen ohnegleichen, das Dulden, das Erlahmen des deutschen Volkes.“ Fürwahr unser Heldenbuch, das die Enkel einst mit stiller Ehrfurcht aufschlagen werden, staunend über die gewaltigsten Waffentaten, die jemals eine ruhmreiche Armee vollbracht hat und hingerissen von Bewunderung für den Mann, der es wagen darf, von sich zu schreiben, daß sein Name für alle Zeiten mit den Taten des deutschen Volkes und Heeres verbunden bleiben wird. — Meine Aufgabe kann es nicht sein, im Rahmen eines Vortrages kriegsgeschichtliche Einzelheiten des gewaltigen Werkes auch nur irgendwie zu be-

rühren; ich will vielmehr darstellen, was ich aus Ludendorffs Werk herausgelesen habe, als Antwort auf die großen Fragen, mit der die Nation sich abmüht: Was war das Wesen dieses Krieges und wie kam es zu diesem Ausgang?

Der Deutsche ist von jeher unpolitisch gewesen; es war selten, daß man Verständnis fand für die Lebensnotwendigkeiten des Staates. Die große Masse der Nation geht ganz auf in der Sorge um die kleinen Dinge des Lebens; der Blick reicht über die persönlichsten Interessen des Lebens kaum jemals hinaus. Als uns Bismarck im Jahre 1871 sehr wider unseren Willen zur Einheit geführt hatte, als die Deutschen endlich wieder ein mächtiges Reich sich errungen hatten, das ihnen überhaupt erst die Möglichkeit zum Aufschwung auf allen Gebieten des Lebens gab, da regten sich freilich alle Hände in emsiger Geschäftigkeit. Wir arbeiteten und schafften, wie kein Volk sonst in der Welt. Der Lohn blieb nicht aus, unser Wohlstand stieg, aber das Furchtbare war, daß nur ein Gedanke in allen Köpfen beherrschend wurde: Verdienen, Zusammenraffen, rücksichtslos im Erwerben. Die Allgemeinheit, der Staat? Mit solchen Begriffen beschwerte man sich nicht; man wußte gar nicht, was das war. Man hatte jedes Empfinden dafür verloren, daß der ganze Wohlstand, der fast märchenhafte Aufstieg auf dem Bestand des mächtigen Reiches beruhte, unter dessen Schutz und Schirm die Deutschen ruhig und sicher wohnten. Es fehlte das Verständnis dafür, daß die ganze Herrlichkeit nur gar zu schnell in Trümmer gehen konnte, wenn die ganze Nation nicht mit klarem Blick einsah, daß es ihre vornehmste Pflicht sein müsse, ihr höchstes Gut, ihr neues Reich, gegen alle Angriffe zu schützen, koste es, was es wolle. Unermüdlich mußte sie auf der Wacht stehen, daß ja der Urquell ihres neuen Lebens keinen Schaden litte. Nichts von alledem, gar nichts. Es ist nicht anders: Wir wußten mit unserm höchsten Gut nichts anzufangen; die Deutschen wurden keine lebendigen Träger ihres neuen Staates.

Nicht immer schenkt ein gütiges Geschick einem Volke in seiner höchsten Not ganz große Männer, die es siegreich durch harte Zeiten führen. Es versündigt sich an sich selbst, wenn es sich darauf verlassen wollte. Wir vollends, in der Mitte Europas, umgeben von großen Völkern, die mit Neid und Mißgunst auf uns sehen, weil wir's wagten, in der Welt die Rolle zu spielen, die uns nach unserer Volkskraft zukam, wir hatten die selbstverständliche Pflicht, das Menschenmöglichste aufzubieten, um das Werk Bismarcks zu schützen. Haben wir das getan? Antwort: Nein! Als der Krieg kam, als es um unser Leben ging, da rückten wir mit einer Armee ins Feld, die gewiß die beste der Welt war. Aber dieses Volk, das fast auf 70 Millionen Menschen angewachsen war, brachte bei Beginn des Waffenganges bei weitem nicht die gleiche Anzahl von Kämpfern in die Front, wie die Franzosen mit ihren noch nicht 40 Millionen Einwohnern. Das einstmals waffenkundigste Volk der Welt hatte es gewagt, soviel kräftige Jünglinge und rüstige Männer nicht zu ihrer vornehmsten Verpflichtung zu erziehen. In all den Jahren seit der Gründung des Reichs hatte die Volksvertretung in ihrer Mehrzahl

kein Verständnis für die unbedingt notwendigen Heeresvermehrungen. Diejenigen, die heut sich nicht genug tun können in dem Suchen nach dem Schuldigen, sie sind dieselben, die damals alle notwendigen Ausgaben ablehnten. Darüber erübrigt sich jedes weitere Wort. Es ist ein bitteres Narrenspiel, daß das Volk, das allmählich die allgemeine Wehrpflicht im strengen Sinn tatsächlich aufgegeben hatte, in seiner Mehrzahl sich hat einreden lassen, es sei durch seinen Militarismus umgebracht worden.

Dabei darf man aber nicht stehen bleiben; die Frage quält: Haben die Männer, die verantwortlich waren, alles, aber auch alles darangesetzt, um das Notwendige durchzusetzen? Der Generalstab erkennt doch klar die Gefahr. Warum setzte der Kriegsminister nicht alles ein, um die Verständnislosigkeit der Volksvertreter zu brechen. Bei höchster Gefahr mußte schließlich die öffentliche Meinung gegen die Volksvertreter aufgeboten werden. Wo war eine solche kraftvolle Reichsregierung? Man möge sich auch erinnern: Es hat einmal einen König in Preußen gegeben, der lieber vom Throne herabgestiegen wäre, als daß er die Heeresorganisation preisgegeben hätte!

Ludendorff erzählt, er sei lange Jahre in der Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes gewesen. Es wurde ihm nur zu deutlich, daß die zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichen würden, um auf alles gefaßt zu sein. Er verlangt dringend, noch in letzter Stunde, die Aufstellung von drei neuen Armeekorps. Sie wurden gar nicht angefordert. Und was berichtet er weiter? „Noch bevor die ganze Vorlage abgeschlossen war, wurde ich nach Düsseldorf als Kommandeur des Füsilier-Regiments 39 versetzt. Mein Drängen nach jenen drei Armeekorps hat dabei eine Rolle gespielt. . ."

Hier liegt nach meinem Empfinden der erste tragische Punkt in unserem Verzweiflungskampf: Der letzte Augenblick wird verpaßt, um alle Mittel so bereitzustellen, daß auch nicht ein ganz überragender Führer den entscheidenden Schlag erfolgreich führen konnte; unser Unglück will es, daß gerade das Anfordern dieser notwendigen Streitkräfte der Grund dafür ist, den Mann, der selbst mit ungenügenden Mitteln uns den Sieg erstritten hätte, aus seiner einflußreichen Stellung zu entfernen. Wenn er der Gehilfe Moltkes gewesen wäre! Man bedenke, wenn ein Ludendorff die deutsche Armee des Jahres 1914 in der Marneschlacht geführt hätte! Fürwahr, das Reich läge heute nicht in Trümmern. Es ist so furchtbar die Erkenntnis, an welchem dünnen Faden so oft in diesem Kriege unser Schicksal hing! — — Ludendorff war zu Beginn des Krieges zum Oberquartiermeister bei der Armee des Generals von Bülow bestimmt. Bevor der Aufmarsch dieser Armee vollendet war, hatte er sich dem Truppenverband des Generals von Emmich anzuschließen, ohne zunächst ein bestimmtes Kommando zu führen. Die Lage der Dinge brachte es mit sich, daß er sehr bald sehr aktiv an den Operationen gegen Lüttich teilnehmen mußte. Er wurde der eigentliche Eroberer von Lüttich. Seine Tätigkeit bei der zweiten Armee war nur von kurzer Dauer. Am 22. August bereits erhielt er seine Berufung nach dem Osten. Dort sah es mehr wie bedenklich aus. Nur ein überragender Kopf, ein

Mann mit stahlhartem Willen, konnte mit den unzureichenden Streitkräften die Katastrophe abwenden. Hindenburg und Ludendorff wurden „gefunden“. Es ist das einzige Mal in diesem gewaltigen Kriege gewesen, daß man die rechten Männer fand! — — Meldung im Hauptquartier beim Kaiser und bei Moltke, der sehr abgespannt erscheint. In Hannover sehen sich die beiden Männer zum ersten Male, auf denen unser aller Schicksal ruhen sollte, die in der Sorge und Arbeit um das Vaterland fast wie zu einer Persönlichkeit zusammenwuchsen. Und dann beginnt der glanzvolle Feldzug im Osten. Rufen wir uns diese Tage nur ja recht deutlich ins Gedächtnis zurück, jene Tage der Not und der Befreiung. Ganz Deutschland jubelt und dankt den beiden Männern, die es vom Verderben errettet hatten. Und heut? Wie schnell und wie leicht die Menschen doch vergessen. Ich kann Ihnen nichts vortragen von den Leistungen von Führern und Truppen bis zum Ausgang des ersten Kriegsjahres; es muß selbst bei Ludendorff nachgelesen werden. Man bekommt eine Ahnung davon, was dazu gehört, der immer neu entstehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Man tut einen Einblick in die Werkstatt des Feldherrn und man wird dann klein und still, wenn man verstehen lernt, wieviel Unwägbares mitspielt in den Stunden der großen Entscheidungen der Weltgeschichte. Während der Schlacht bei Tannenberg stand Rennenkampfs gewaltige Armee wie eine „drohende Gewitterwolke“ im Rücken der kämpfenden deutschen Truppen. Wie, wenn er marschiert wäre? Wo wäre der Sieg geblieben? Aber er marschierte nicht. Das muß man sich ganz klar machen, um den Satz ganz zu verstehen, der auf der ersten Seite unseres Heldenbuches steht: „Leicht und wenig gefahrvoll ist es, mit starken Bataillonen Krieg zu führen und Schlachten zu schlagen. In solche Lage sind aber der Generalfeldmarschall und ich in den drei ersten Kriegsjahren nicht gekommen.“ Uns konnte nur der ganz große Führer und die beste Armee der Welt erretten. Im Osten hatten wir beides. Ergreifend ist es, wie der Führer in unendlicher Dankbarkeit seiner Truppen gedenkt, wohl wissend, daß nur ihre Treue, ihre Zähigkeit, ihr Todesmut, seine kühnen Pläne in die Tat umsetzen konnten. Am Ausgang seiner Darstellung über das erste Kriegsjahr schreibt Ludendorff in Erinnerung an all die Ruhmestaten und an all die Taten stiller Pflichterfüllung in Ost und West das Wort, das in unseren Herzen immerdar brennen sollte, das hineinleuchten sollte in unsere trüben Tage: „Ehre und ewiges Gedenken der deutschen Armee des Jahres 1914!“ — Das Jahr 1914 hatte nicht die Entscheidung gebracht. Nun wurde es klar, daß dieser Krieg Ausmaße haben würde, wie sie sich vorher hat kein Mensch vorstellen können. Wie war eine Entscheidung herbeizuführen? Im Westen war die Front im Schützengrabenkrieg erstarrt. Um diese Mauer durchbrechen zu können, wäre eine Ueberlegenheit an Menschen und Material notwendig gewesen, die eben nicht aufzubringen war, zumal Rußland auch noch unbesiegt war. Im Osten konnte man aber zum Bewegungskrieg und damit zur Entscheidung kommen, immer mit dem hohen Ziel, dann alles Verfügbare nach dem Westen zu werfen zum Endkampf. Es begann mit dem Durchbruch am mittleren Dunajek am 2. Mai 1915

die Reihe unserer stolzen Siege. Wie jubelten wir alle bei der Nachricht vom Vormarsch. Aber auch hier keine Entscheidung. Für mich liegt hier der zweite tragische Punkt in unserm Verzweiflungskampf. Die bisherigen Feldzüge im Osten waren von Hindenburg und Ludendorff selbständig geführt worden. Der Sommerfeldzug von 1915 hingegen wurde geführt nach der Weisung der Obersten Heeresleitung, also Falkenhayns. Hindenburg und Ludendorff wollten es nicht bewenden lassen bei dem frontalen Zurückdrängen, sie verlangten einen frühzeitigen Angriff auf Kowno, sie wurden nicht gehört. Der Kaiser entschied sich für den Vorschlag Falkenhayns, für die Fortführung der Offensive in Polen. Ludendorff stellt nur die Tatsache der Meinungsverschiedenheit fest; er ist vornehm und viel zu sehr preußischer Offizier, um an diese Tatsachen lange Betrachtungen anzuknüpfen. Man muß zwischen den Zeilen lesen, was sich bei der Besprechung am 1. Juli abgespielt hat. — Jedenfalls liegt hier der zweite Hauptwendepunkt. Man muß feststellen: Der große, der überragende Führer, Hindenburg-Ludendorff, ist da, er hat seine Meisterschaft bewiesen, die Armee, sein Kriegsinstrument, ist noch gut, nur er kann es nicht nach seinem genialen Willen lenken; er muß auf Weisungen hin handeln. Ergebnis: Gewiß, große Erfolge, aber keine Entscheidung. —

Je länger der Krieg dauert, desto unglücklicher wird die Lage für uns. Die Verluste werden immer größer; die ruhmreiche Armee des Jahres 1914 liegt zum großen Teil unter dem grünen Rasen. Im Westen hat der Feind schon versucht, die eiserne Mauer einzurennen; wir hatten schon die Schlacht an der Lorettohöhe geschlagen, wir hatten die Herbstschlacht von La Basseé und Arras in Ehren bestanden, aber die Westkämpfer hatten schon übermenschliche Kraft aufbieten müssen, um zu halten. Das Jahr 1916 brachte uns im Westen die furchtbarsten Kämpfe des ganzen Krieges. Der Angriff auf Verdun und dann vor allem die Schlachten an der Somme und an der Ancre, sie waren das schwerste Ringen in diesem Verzweiflungskampfe. Damals freilich war die Armee noch gut, sie hielt eisern. Aber in diesen furchtbaren Kämpfen, die die blutigste Phantasie sich niemals hat vorher ausmalen können, da verbluteten wir. Und während wir so schwer kämpften, und fast zusammenbrachen unter der furchtbarsten Anspannung, die jemals eine Armee hat aushalten müssen, da stand unser Hindenburg mit seinem Ludendorff abseits dieser weltbewegenden Ereignisse. Gewiß, sie hielten treue Wacht im Osten, und haben dort eine große Kulturarbeit geleistet, aber in dieser furchtbaren Not gehörten sie uns, den Westkämpfern. Uns konnte nur der ganz große Feldherr, das überragende Genie, helfen. Sie haben ja später immer wieder etwas ersonnen, um unsern Verlust möglichst zu verkleinern; sie hätten uns auch an der Somme und der Ancre anders geführt; wir wären in diesen furchtbaren Monaten nicht so sehr verblutet. Hindenburg-Ludendorff kamen eben viel zu spät an die Oberste Heeresleitung, das ist die große Tragik in diesem Kriege. — Ich darf mich nicht verbreiten über die Tätigkeit Ludendorffs bei der Einrichtung des Verwaltungsgebietes des Oberbefehlshabers-Ost. Gerade dieses Kapitel des Werkes ist ungeheuer reizvoll; es wurde dort eine gewaltige

Leistung vollbracht. So ganz Ludendorff ist der Satz, der am Eingang der Schilderung dieser Arbeitsleistung steht: „Ich beschloß, die Kulturarbeit, die die Deutschen während vieler Jahrhunderte in jenen Ländern getan hatten, in dem besetzten Gebiete aufzunehmen.“ — Im Spätherbst des Jahres 1916 wird der Ruf nach Hindenburg und Ludendorff immer lauter. Nur sie können noch retten, niemand sonst. Endlich am 29. August 1916 übernehmen sie die Oberste Heeresleitung. Die Westfront atmete auf. Ich erinnere mich deutlich jener Tage. Wir standen in den furchtbarsten Kämpfen, die ich jemals mitgemacht habe — und das will etwas heißen, wenn man von 1914 bis 1918 im Westen gefochten hat — da kommt die Nachricht: Hindenburg-Ludendorff werden fortan all unsere Heere führen. Wir waren wie umgewandelt zu neuem Kampfesmut. Und gar bald spürten die Kämpfer, daß fortan ein ganz großer Meister am Werke ist. — Zunächst galt es für die Feldherren, sich einen ganz klaren Ueberblick über die Lage im Westen zu verschaffen. Sie kamen zu dem Ergebnis: „Die Ausstattung der Ententearmeen mit Kriegsmaterial war auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht.“ „Die Sommeschlacht bewies es täglich klarer, wie weit der Vorsprung des Feindes war.“ Dazu kam die eiserne Entschlossenheit des Feindes, uns bis zur Vernichtung zu schlagen, koste es, was es wolle. — Zunächst mußte man über die Not des Augenblickes hinweg kommen. Der Angriff auf Verdun, der längst hätte abgebrochen werden müssen, wurde eingestellt. Die Verteidigung an der ganzen Westfront wurde schärfer organisiert, und während nun alles daran gesetzt wurde, um die Lage dort zu bessern, erfordert es die allgemeine Kriegsführung, dem schwerringenden Westen noch Divisionen zu entziehen, um einen Entscheidungsschlag gegen Rumänien führen zu können. Man muß sich in die Lage des Feldherrn versetzen, der solche Entscheidungen zu treffen hat. Ich kann nur wiederholen, was ich schon vorhin ausführen mußte, als wir einen ähnlichen Einblick in die Werkstatt des Führers getan haben: Man wird ganz stille in Ehrfurcht vor der unfaßbaren Gewalt der Dinge. — Nachdem uns unsere beiden Helden unter Beseitigung unendlicher Schwierigkeiten durch das Ende des Jahres 1916 hindurchgebracht hatten, galt es für sie, um ganze Arbeit zu machen, den Krieg auf neue Grundlagen zu stellen. So „weiter machen“ war unmöglich; neue Wege mußten gefunden werden, sonst waren wir verloren. — Es war ganz klar, daß der Sieg nur noch möglich war, wenn Deutschland und seine Verbündeten das Letzte hingeben; niemand dürfte fehlen. Wie im Feuersturm mußte es durch das Land brausen: Helft, rettet!, das Vaterland ist in höchster Gefahr! Ihr Deutschen, wacht doch auf, es geht um euer höchstes Gut! Das Reich wollen sie zerschlagen, das junge, das heilige Reich, das Erbe Bismarcks wollen sie zerbrechen! — Alle Hände mußten sich regen, alle Herzen nur auf das eine Ziel gestimmt sein, den Sieg zu erringen. — Was geschah aber? Ach, es ging gar nicht wie im Feuersturm durch das Land. Dieses Land hatte überhaupt ein ganz besonderes Aussehen bekommen. Schwer lag die drückende Not auf der Heimat; und das Furchtbare war, diese Not drängte die Menschen nicht etwa zusammen zu herz-

licher Brüderlichkeit, im Gegenteil, die Glieder dieses schwerringenden Volkes lebten sich immer mehr auseinander. Wenn wir vor dem Krieg an seine Möglichkeit dachten, da war der Glaube doch einfach selbstverständlich — bei mir war es jedenfalls so — daß im Kampf um Deutschlands Leben jeder nur daran denken würde: Was kann ich tun, damit der Sieg unser wird? — Ganz anders kam es. Es gab in Deutschland so viele in allen Berufen und in allen Ständen, die hatten keine Ahnung von dem Wesen dieses Krieges, die wollten an diesem heiligen Krieg — — — verdienen. Wohl dem, der draußen an der Front eisern und fest gestanden hat, wohl dem, der in der Heimat seine Pflicht getan hat! Wie will der aber vor seinem Gewissen bestehen, der in diesem heiligen Kampfe nur an seinen Vorteil dachte, wie wird ihm, wenn französische Fahnen jetzt an unserm Rhein wehen, der der Traum unserer Väter war, wie wird ihm, wenn er jetzt lesen muß, daß die deutschen Truppen aus der alten Stadt Danzig abrücken? Er verdient die Verachtung, denn er ist schuldig an dem Erlahmen unserer Kraft. — Nun gibt es ja Völker, die politisch so reif sind, daß sie in ihren weiten Massen das Gebot der Stunde instinktiv fühlen. Dazu gehörten wir bisher nicht. Die Regierung mußte das Volk hochreißen; es wäre ihre Pflicht gewesen, immer wieder zu zeigen, daß es galt, alle Kräfte herzugeben. Wer war nun verantwortlich für die Stimmung in der Heimat? Antwort: Der verantwortliche Reichskanzler. Hier sind wir an dem springenden Punkt angelangt: Die politische Leitung des Reiches hat während des ganzen Krieges vollkommen versagt. Sie hatte das Wesen des Krieges vollkommen verkannt. Ihr fehlte das, was das erste ist im wahren Getriebe der Politik: Der feste, eiserne Wille. Der erste Reichskanzler war wie ein schwankendes Rohr, auf den Großadmiral v. Tirpitz machte er seit Kriegsbeginn den Eindruck eines Ertrinkenden. Und was soll man von dem späteren Kanzler sagen, der wegen Altersbeschwerden nicht ins Hauptquartier kommen kann! Das sollen die politischen Führer eines Volkes in höchster Not sein! Vor allem hatte die Reichsleitung die alte Wahrheit nicht erfaßt, daß es in einem Kampf auf Tod und Leben nur Sieger und Besiegte gibt; ein Drittes gab es nur in den Köpfen unklarer Ideologen! — Hindenburg und Ludendorff mußten das Letzte verlangen, um zum Sieg auf dem Schlachtfelde zu kommen. Es wurde ihnen nicht gegeben. Durch die ganze Darstellung seit Uebernahme der Obersten Heeresleitung zieht es sich wie ein roter Faden durch Ludendorffs Werk: Die politische Leitung tat nicht ihre Pflicht; sie verstand das Wesen dieses Krieges nicht und konnte und wollte es dem Volke nicht klarmachen. Sie tat nichts gegen die feindliche Propaganda, die geschickt die Leichtgläubigkeit des deutschen Volkes und seine Schwärmereien für unerfüllbare Ideale ausnutzte. Die weitesten Kreise verstanden überhaupt gar nicht, warum noch gekämpft werden sollte, es sollte ja weder Sieger noch Besiegte geben; man hörte doch überall, daß dieser Krieg mit einer großen Verbrüderung enden sollte. Das Gift floß immer weiter. Langsam zerbrach das Kriegsinstrument, die Armee, in der Hand ihres Führers. — In weiten Kreisen unseres Volkes herrscht die irrige An=

sicht, Ludendorff habe während des Krieges wie ein Diktator in Deutschland geschaltet; mindestens habe er sich immer um politische Dinge gekümmert, die ihn nichts angingen. — Ludendorff geht in seinem Werk auf dieses Gerücht ein und stellt fest, daß die Reichsregierung seinen Namen in das Parteigetriebe hineingezogen hat, sehr wider seinen Willen. Er stellt weiter fest, daß man sich in der Heimat ganz traumhafte Vorstellungen von seinem überragenden Einfluß gemacht habe, so daß man sich mit den merkwürdigsten Anliegen an ihn wandte. — Letzteres ist übrigens kein Wunder, denn man fühlte wohl instinktiv, daß die politische Leitung eben nie etwas tat. — Wenn man sich eine Vorstellung macht von der schier übermenschlichen Arbeitskraft eines Ludendorff, so wird man verstehen, daß er gewiß froh gewesen wäre, wenn er sich nur und ausschließlich der Heerführung hätte widmen können. Das hätte aber eine kraftvolle Reichsregierung vorausgesetzt. Durfte der Heerführer völlig untätig zusehen, wie langsam seine Waffen stumpf wurden? — Erst der künftige Historiker kann das letzte Wort über die letzten Ursachen unserer Vernichtung sprechen. Ich bin der Letzte, der die Ueberlegenheit des Feindes an Material nicht voll in Rechnung stellen würde, ich bin der Letzte, der die unendlichen Schwierigkeiten in der Heimat verkennen wollte. Vielleicht war es schon zu spät, als die beiden Männer endlich die Heeresleitung übernahmen; ich glaube es nicht einmal. Ich glaube, der Sieg wäre noch in letzter Stunde zu erreichen gewesen, wenn eine Persönlichkeit von ähnlicher Willenskraft wie Ludendorff die politische Leitung in den Händen gehabt hätte. Es ist schon so, wie Ludendorff sagt: Die Kraft des Heeres liegt in der Heimat, die Kraftäußerung liegt an der feindlichen Front. Das habe ich als Mitkämpfer nur zu sehr empfunden. — Es ist erschütternd, zu sehen, wie Ludendorff immer wieder vergeblich versuchte, die Reichsregierung zu bewegen, ihre Pflicht zu tun; alles umsonst! — Ein Fichte oder Arndt erstand noch nicht, konnte vielleicht auch noch nicht erstehen, um eine ähnliche Wirkung auszuüben; der Ruf der Männer, die sich in die Schranken stellten, verhallte. Der Ruf war zu schwach. Kurz, die beiden Führer und die Armee bekamen nicht die Unterstützung aus einer glaubensstarken Heimat.

Auf dem rein militärischen Gebiet geschah das Menschenmöglichste, um trotz allem den Sieg noch an unsere Fahnen zu heften. Was wurde alles ersonnen und ausgeführt! Bei nachheriger Betrachtung klingt alles so einfach, so selbstverständlich, was doch in Wirklichkeit so unerhört groß war! Man bedenke, die Feldartillerie bekam mitten im Kriege ein ganz neues Geschütz; die Infanterie bekam Maschinengewehre in einer Zahl, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. Die ganze Kampfesart wurde geändert. Wir hatten in den Schlachten des Jahres 1916 zu schwer gefochten. Die Infanterie hatte jeden Graben verteidigt bis zum letzten Mann; die Artillerie hatte in ihren Feuerstellungen gestanden, auch wenn sie vom Feinde längst erkannt waren. (Mit diesen Ausführungen wende ich mich besonders an diejenigen, die kämpfend in der Front gestanden haben, wie denn überhaupt Ludendorffs Werk so ganz nur von diesen verstanden werden

kann. Es ist eben das Buch der alten Krieger.) Jetzt wurde alles beweglicher; Vorfeldzone, Hauptwiderstandslinie, häufiges Wechseln der Feuerstellungen usw. Wieder ein tiefer Einblick in das Wirken des Feldherrn, wenn man bei Ludendorff nachliest, wie er sich zu all dem Neuen durchgerungen hat. Und eines möge an dieser Stelle doch noch klar und deutlich ausgesprochen werden: das Geschick hat ihm nicht den Kranz des Sieges gegönnt. Hindenburg und Ludendorff konnten nicht wie einst Moltke durch das Brandenburger Tor einreiten, umjubelt von einem dankbaren Volke. Trotz dessen sind und bleiben sie die größten Feldherren dieses Krieges. Gewiß, Foch hat gesiegt. Aber hat der Feind so unerhört schöpferische Ideen entwickelt, wie wir sie an unserm Helden noch feststellen werden? War es nicht vielmehr so, daß er sie nachahmte, ihre Schöpfungen einfach wiederholte und nur in der glücklichen Lage war, bei der Uebermacht des Materials und der inneren Geschlossenheit der feindlichen Völker schließlich der Endsieger zu sein? . . .

Unter der Führung eines Falkenhayn hätten wir das Jahr 1917 wohl kaum überstanden. Sie aber erreichten es, daß die Westfront wiederum standhielt, daß wir in Italien siegreich waren. Nur Hindenburg-Ludendorff konnten den großen Rückzug des Jahres 1917 in Frankreich befehlen und ausführen. Sie allein besaßen das Vertrauen der kämpfenden Armee. Niemand war niedergedrückt; unendlich war die unsichtbare Einwirkung des Feldherrn auf seine Truppe: Hindenburg-Ludendorff haben es befohlen; dann ist es gut. Fertig — Schluß! — Ich will mit keinem Wort eingehen auf die Schlachten von 1917; sie leben in aller Herzen. — Ein kurzes Wort nur über die Stellung der Heeresleitung zum U-Boot-Krieg, weil unsere politischen Gegner so gern die ganze Frage umbiegen. Für die Oberste Heeresleitung war die ganze Lage klar: die Westfront dauernd im furchtbaren Todeskampf; die Marine untätig im Hafen. Die Seekriegsleitung behauptet mit dem rücksichtslosen U-Boot-Krieg die Entscheidung zu unseren Gunsten wenden zu können. Es ist selbstverständlich, daß das letzte Mittel angewendet werden muß. Das ist der Feldherr der schwerringenden Armee einfach schuldig. Er muß es fordern. Ich kann mich in diesem Rahmen nur auf kurze Andeutungen beschränken. Aber war denn der U-Boot-Krieg wirklich so erfolglos? Man soll sich nicht immer in Einbildungen bewegen. Man soll lieber einmal die Stimme des Feindes hören, der jetzt, nach errungenem Siege, doch wirklich keine Ursache mehr hat, irgendetwas zu verheimlichen. Der Führer der amerikanischen Flotte, Admiral S i m, erzählt sehr deutlich in seinen Erinnerungen, wie man im Sommer 1917 über die Wirkung der U-Boote dachte; man war gar sehr zum Verhandeln geneigt. Wir wissen freilich jetzt auch, daß in dieser Zeit der Brief Czernins an Kaiser Karl durch Erzberger in die Hände der Entente kam. Die Friedensresolution erfolgte. —

Das Ende des Jahres 1917 brachte uns die Möglichkeit auf den Endsieg. Unsere Schläge hatten die Auflösung der russischen Armee bewirkt; Rußland brach zusammen. Wenn wir jetzt alles im Westen konzentrierten! Der Sieg, der Sieg, sollte er nicht doch noch unser

sein? Um die Weihnachtszeit 1917 ging es wie eine frohe Weihnachtsbotschaft durch unsere Reihen im Westen, ein Raunen, erst geheimnisvoll und still, dann immer bestimmter: Der Feldmarschall wird eine Offensive machen. Er will die Entscheidung im Westen erzwingen. — Wenn ich noch zurückdenke an diese Tage froher Erwartung; ich kann sie nicht vergessen. Sie bleiben in unserer Erinnerung bis ans Ende unseres Lebens! Zuerst die bange Frage: Wie soll es möglich sein, diesen Wall zu durchbrechen? Aber dann das unbedingte Vertrauen; wenn sie es befehlen, dann wird es gut sein, dann wird es auch gelingen! — Ich habe während des ganzen, langen Krieges niemals so stark die unmittelbare Einwirkung des höchsten Führers auf die Truppe gespürt, wie während der Vorbereitungen zum Angriff. Und vor allem in den Tagen des Aufmarsches zur großen Schlacht in Frankreich. Jeder fühlte bald mehr mit Bewußtsein, bald mehr instinktiv, daß hier von einem ganz Großen etwas unerhört Gewaltiges ausgeführt wurde. Es galt zunächst in der Armee den Geist des kühnen Angriffs von neuem zu erwecken, der durch den langen Schützengrabenkrieg gelähmt war. Die Truppe ging freudig auf jede Anregung in dieser Richtung ein, denn sie sehnte sich nach dem Bewegungskrieg. Der Winter 1917/18 war eine Zeit froher Hoffnung und emsigster Arbeit. Die zum Angriff bestimmten Divisionen und Heeresgruppen wurden aus der Front herausgezogen und übten „den Angriff im Stellungskrieg“. Man muß in Ludendorffs Werk den Abschnitt: „Die Vorbereitungn für den Angriff im Westen 1918“ gelesen haben, um ermessen zu können, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um endlich kampfbereit zur Entscheidung zu sein. — Es ist ein sehr billiges Unterfangen, jetzt hinterher mit der Miene des sachkundigen Beurteilers auseinanderzusetzen, daß es für den Ausgang des Krieges besser gewesen wäre, wenn die „Große Schlacht in Frankreich“ nicht geschlagen worden wäre. Hindenburg hat erst kürzlich erklärt, daß er, zurückblickend auf die Ereignisse, seine Entschlüsse ganz genau wieder so fassen würde. Wie der künftige Historiker auch einst urteilen mag, wir Mitkämpfer werden diesen Worten nur freudigst zustimmen können. — Ludendorff läßt uns in dem erwähnten Abschnitt seines Werkes wiederum einen Einblick tun in die Gedankenwelt des handelnden Feldherrn. Was stellt er fest? Er stellt fest: 1. unsere Verbündeten waren so sehr abgekämpft, daß nur ein Sieg im Westen sie zum Ausharren bewegen konnte; sie schauten mit angespannter Erwartung auf die deutsche Entscheidungsschlacht. 2. Das deutsche Heer hatte in den Abwehrschlachten vom Jahre 1917 sehr große Verluste erlitten; es war zu befürchten, daß es der Uebermacht an Material in einer Abwehrschlacht, wo diese Uebermacht am meisten in Erscheinung trat, nicht gewachsen sein würde. 3. Zum ersten Mal im Kriege war die deutsche Oberste Heeresleitung in der Lage, infolge Besiegung Rußlands im Frühjahr 1918 im Westen eine Truppenmacht zusammenzuziehen, die dem Feind numerisch überlegen war. — Der ganze Kampf der letzten Jahre, alle Unternehmungen in Rußland, Rumänien, Italien usw., war ja letztlich nur eine Vorbereitung für diese Entscheidung im Westen. Endlich war die Oberste Heeres-

leitung so weit, die notwendige Truppenzahl zur Verfügung zu halten. Eine Möglichkeit, zum Frieden zu kommen, gab es nicht; der Feind dachte gar nicht daran. Also? Blieb nichts übrig, in diesem Titanenkampf doch noch die glückliche Entscheidung zu erzwingen. Die Offensive des Jahres 1918 war eine eiserne Notwendigkeit; was 1914 nicht gelungen war, mußte jetzt noch einmal versucht werden. — Alle verfügbaren Truppen von allen Fronten wurden herangefahren. Wie stets im Verlauf des Krieges, so tat auch hier im letzten Teil die politische Leitung nichts, um der Obersten Heeresleitung zu helfen. Es wäre notwendig gewesen, die Friedensverhandlungen mit Rußland möglichst zu beschleunigen, um eine ganz klare Lage zu schaffen. Denn die Ostdivisionen mußten rechtzeitig anrollen. Aber unsere Unterhändler ließen unendlich kostbare Zeit verstreichen, sie mühten sich mit den Bolschewisten ab, ohne zu begreifen, daß Leute vom Schlage Trotzkis überhaupt nicht ernstlich an einen Frieden dachten, sondern die Verhandlungen nur benutzten, um Propaganda für ihre Ideen zu machen. — Die Truppen aus dem Osten kamen aber doch noch zur rechten Zeit. Mitte März mußte die Offensive beginnen, weil für eine spätere Zeit die Gefahr bestand, daß sich das Kräfteverhältnis ungünstig verschieben würde. Die Amerikaner waren zu erwarten. — Was ist alles von den überragenden Führern ersonnen worden, um den Sieg an unsere Fahnen zu heften! Die feindlichen Großangriffe waren bisher von uns immer noch zum Stehen gebracht worden, weil wir immer noch die notwendigen Reserven hatten an die gefährdeten Stellen bringen können. Das Einschießen der Artillerie war immer der Verräter gewesen. Unser großer Angriff sollte vor sich gehen, ohne daß die Artillerie sich vorher einschoß. Das klingt so einfach und ist doch so gewaltig! — Ich darf mich auf die Einzelheiten der Vorbereitung nicht einlassen, denn sie würden doch nur von den Mitkämpfern verstanden werden. Für diese aber genügen Andeutungen wie etwa: Feuerwalze, Wirkungsschießen ohne vorheriges Einschießen usw., um ins Gedächtnis zurückzurufen, von welch überragenden Feldherrn wir geführt wurden. Und dann mögen die Mitkämpfer an den Aufmarsch selbst zurückdenken, wie wir in den Nächten an die Angriffsfront marschierten und wie wunderbar sich alles das vollzog. Wir waren ganz erfüllt von dem Gedanken, unter solchen Führern kann uns der Sieg nicht fehlen. So standen wir bereit in den Gräben und Feuerstellungen und alle fühlten: Jetzt geht es um das Schicksal der Nation. Unser Führer aber meldete dem Kaiser, „daß das Heer versammelt und wohl vorbereitet an die größte Aufgabe seiner Geschichte herantrete." — Am 21. März 1918 gegen 4 Uhr früh begann die Große Schlacht. Das Schicksal nahm seinen Lauf; es hat gegen uns entschieden. Die Armee hat dem kühnen Wurf des Führers nicht mehr folgen können. Es war eben nicht mehr die alte deutsche Armee. Taten glänzender Tapferkeit wurden verrichtete, der Sturm der Begeisterung von 1914 schien sich wieder einzustellen, aber es zeigten sich doch Mängel-, die nach einem so langen Kriege unvermeidlich sind. Im Bewegungskrieg zeigt es sich, ob der Soldat etwas „kann". Da genügt zur Höchstleistung nicht begeisterte Tapferkeit und Kriegs-

erfahrung; die eiserne Disziplin der Friedensausbildung erst führt zum letzten Erfolge. Wir waren, um einen Ausdruck Ludendorffs zu gebrauchen, „eine Art von Miliz mit großer Kriegserfahrung". — Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß vorgehende Infanterie sich durch erbeutete Verpflegungsdepots lange aufhalten ließ, so lange, daß der Feind sich wieder sammeln konnte. Es ist furchtbar der Gedanke, daß die Summe solcher Nachlässigkeiten, der beginnende Mangel an Disziplin den Führer um den Endsieg betrogen hat. — Ich will nicht weiter sprechen von den Versuchen, im Laufe des weiteren Frühjahrs und im Sommer, das Kriegsglück zu wenden, möchte aber darauf hinweisen, wie die großen Anweisungen der Obersten Heeresleitung immer weniger genau ausgeführt wurden. Ein Beispiel: Während der Vorbereitung zur Großen Schlacht wurde noch ziemlich genau der Befehl ausgeführt, Munition und sonstiges Material nur bei Nacht in die Stellungen zu bringen. Bei Tage mußten die Anmarschstraßen wie ausgestorben sein. Im Sommer wurde dieser Befehl immer mehr übertreten; man fuhr auch am Tage. Wie sollte die Ueberraschung da gelingen?

Immer verderblicher wurde der Einfluß des Nachersatzes aus der Heimat, immer mehr schwand die Erkenntnis, warum wir kämpfend im Felde standen. — Seit Uebernahme der Obersten Heeresleitung haben Hindenburg und Ludendorff ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um die Erkenntnis vom Wesen dieses Krieges in der Heimat zu wecken. Die Regierung sah ruhig zu, wie die weitesten Volkskreise immer mehr abstumpften: Es ist ja ganz gleichgültig, ob wir unter französische oder englische Herrschaft kommen. Die Hauptsache ist, wir haben den Frieden! So hörte man es, wenn man auf Urlaub kam. Dazu kam, daß sich sogenannte „führende" Kreise dem Glauben an die Möglichkeit eines Kriegsausganges ohne Sieger und Besiegte hingaben. Es war furchtbar, wie dieser Wahn wie ein schleichendes Gift um sich griff. — Und bei solcher Stimmung soll der Sieg auf dem Schlachtfelde errungen werden? Das war unmöglich. — Bis zum August brachte es der gewaltige Einfluß Hindenburgs und Ludendorffs fertig, das Unheil aufzuhalten. — „Der 8. August der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges." Gleich beim ersten Anlauf war der Feind bei der Armee des Generals von der Marwitz bis zu den Divisionsstabsquartieren vorgedrungen. Es ist tief erschütternd und greift ans Herz, wenn der Führer unserer Heere schreiben muß: „Ich ließ mir Divisionskommandeure und Offiziere aus der Front nach Avesnes kommen, um mit ihnen die näheren Ereignisse zu besprechen. Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe: wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen Tanks ergaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten." „Alles, was ich befürchtete, wogegen ich so unendlich oft gewarnt hatte, war hier an einer Stelle zur Wahrheit geworden. Unser Kriegsinstrument war

nicht mehr vollwertig." — Unser Schicksal war besiegelt, ein Sieg war nun nicht mehr möglich. — Hindenburg hat das furchtbare Wort aussprechen müssen: Die Armee ist von hinten erdolcht worden. Das geschah nicht etwa erst am 9. November. Mindestens seit 1917 bohrt das schleichende Gift. Ohne einen frohen Glauben kann man nicht siegen; nur eine glaubensstarke Heimat konnte uns die notwendigen Kräfte geben, Uebermenschliches zu leisten. Es ist schon so, wie Ludendorff es ausspricht: „Weltbeglückende Ideen wurden erdacht, weit schweiften die Gedanken in die Zukunft, und die harte vorhandene Wirklichkeit wurde vergessen. Wir dachten an alles Mögliche. Wir hatten nur an den Krieg zu denken." —

Nachdem die Oberste Heeresleitung die Lage klar durchschaut hatte, zog sie die Folgerung: der Krieg mußte beendigt werden, denn die Entscheidung war schon gefallen, das Verhängnis nahm seinen Lauf. — Wie während des ganzen Krieges, so verfolgte Ludendorff auch in dieser für ihn so furchtbaren Zeit klar und fest sein Ziel. Es mußte gehandelt werden; das tat er auch. Am 14. August ist unter Vorsitz des Kaisers eine entscheidende Besprechung. Der Staatssekretär von Hintze wird beauftragt, im geeigneten Augenblick diplomatische Fäden anzuspinnen. Jedenfalls aber spricht Ludendorff in seiner Darstellung es immer wieder aus, daß er „trotz aller ungemein schweren Eindrücke nicht der Mann geworden war, der die Flinte vorzeitig ins Korn warf". Es hat sich ja jetzt schon ein ganzer Sagenkreis gebildet um die Vorgänge, die zum Waffenstillstand geführt haben. Ludendorffs Gegner behaupten bekanntlich, daß er plötzlich sehr gedrängt habe, und zwar unter Anzeichen eines nervösen Zusammenbruchs. — Wollte man in dieses Durcheinander eine endgültige Klarheit bringen, so wäre eine eingehende historische Untersuchung notwendig. Das ist nicht unsere Aufgabe. Der unbefangene Leser wird die Ludendorffsche Darstellung durchaus einfach und klar finden: die Kriegslage erfordert eine Tat; man muß zu Verhandlungen kommen; im übrigen sind sich Hindenburg und Ludendorff einig in der Forderung, auf keinen Fall sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Verlangt das der Feind, so muß die letzte Verteidigung einsetzen. Vielleicht wacht das Volk dann endlich auf und sieht ein, daß jetzt jeder alles einsetzen muß, weil es um alles geht. Man bekommt den Eindruck, daß die politische Leitung sich wieder in keiner Weise zu einer entschlossenen Tat aufraffen kann. Hierzu aber zu drängen, war des Heerführers Pflicht. Im einzelnen mögen Mißverständnisse vorgekommen sein, aber das allgemeine Bild erscheint durchaus wie im ganzen Kriege: Die politische Leitung ist ratlos und tatlos. — Als Mitkämpfer hatte man das Gefühl, es muß doch nun etwas Besonderes geschehen; so ging es doch nicht. Aber es geschah nichts. — Das Verhängnis ging seinen Gang. Ludendorff kann nicht mehr im Amt bleiben; der Kaiser nimmt das Abschiedsgesuch an. Der Mann, der all sein Denken, all sein Sinnen darauf all die Jahre gerichtet hat, dem Vaterland den Sieg zu erkämpfen, er muß seinen Platz räumen. Er schreibt nur kurz von seiner Verabschiedung; sie war nicht gnädig; das beweist der Satz: „Es folgten einige der bittersten Minuten meines

Lebens." — Nach meiner Empfindung war es die letzte tragische Verknüpfung in diesem Kriege, daß er am 9. November nicht mehr im Amt war. Ich kann nicht glauben, daß dieser Unglückstag so verlaufen wäre, wie er verlaufen ist. — —

Ich fasse zusammen und sage: Auf die brennende Frage nach dem Erlebnis dieses unseres Schicksalskampfes gibt unser Heldenbuch uns die erschütternde Antwort: das deutsche Volk ging in diesen Kampf, nicht bis zum Aeußersten gerüstet, es hatte die Volkskraft nicht genügend angespannt. Dieser Mangel war höchstens auszugleichen durch einen ganz überragenden Führer. Er ist uns im Weltkrieg erstanden; am entscheidenden Anfang fehlte er jedoch im Westen. Hindenburg und Ludendorff mußten viel eher die Oberste Heeresleitung übernehmen; sie allein konnten uns den Sieg bringen. Auch dann wäre noch die Möglichkeit zum Sieg gewesen, wenn die ganze Nation geschlossen hinter ihren genialen Führern stand. Das geschah nicht. Grund: Das deutsche Volk ist politisch zu unreif gewesen, um von sich aus rein instinktiv das Wesen dieses Krieges als eines Kampfes auf Tod und Leben zu erkennen; zu seinem Unglück hatte es keine politische Leitung, die es ruhig und sicher geführt und ihm gezeigt hätte, worum es geht. Die politische Leitung war völlig unzulänglich; so wurden wir niedergeschlagen trotz der herrlichsten Waffentaten. Die Armee hat ihre Pflicht getan. Jeder von uns, der mitgefochten hat, kann und soll stolz sein auf den Ruhm des deutschen Heeres, das den ganzen Erdball in staunende Verwunderung versetzt hat. — Eine Frage aber drängt sich noch unwillkürlich auf, wenn wir feststellen, daß auf so tragische Weise das deutsche Volk den Heldenkampf nicht siegreich durchgekämpft hat. Wie war der Mann, der die letzte Entscheidung in seiner Hand hatte, er, der des Reiches Krone trug? In Ludendorffs Werk findet sich der kurze Satz, der doch so viel besagt: „Mich trennte vieles vom Kaiser". Ja, ihn trennte vieles vom Kaiser. Ludendorff, der Mann des stahlharten Willens, eine Kraftnatur, ein Fels in den Stürmen dieser eisernen Zeit. Und der Kaiser? Aeußerlich ganz fest und stark. Ich sehe ihn noch vor mir bei der Weihnachtsparade 1917, wo er Abordnungen aller Truppen um sich sehen wollte, die in Flandern und in der Schlacht bei Cambrai mitgefochten hatten. Wie stolz und aufrecht schritt er unsere Reihen ab. Nach all den schweren Tagen die ermutigenden Worte des Kaisers. Ganz hingerissen waren wir von seiner Persönlichkeit, eine tiefe Freude und ein Stolz ohnegleichen erfüllte unsere Herzen. Es dröhnt mir noch in den Ohren und wird nicht verklingen bis an das Ende meiner Tage: „Der Feldmarschall wird eine Offensive machen, irgendwo wird der Stoß des deutschen Heeres den falschen Briten treffen. Dann werde ich der Welt den Frieden bringen, den sie braucht, das ist ein deutscher Friede." — Es ist so schwer, feststellen zu müssen, daß der Kaiser nicht die energische Persönlichkeit war, die er zu sein schien. Gerade beim Lesen von Ludendorffs herrlichem Werk fragt man immer wieder unwillkürlich: Wo ist hier der Kaiser, warum entscheidet er nicht? Er sah doch, daß die leitenden Staatsmänner das Wesen dieses Krieges nicht verstanden; mindestens mußte er doch fühlen, hier ringen zwei Welt-

anschauungen miteinander: Hindenburg und Ludendorff, die alles aufbieten mußten, um zum Sieg zu kommen, und die Reichsregierung, die sich immer um einen Frieden ohne Sieger und Besiegte bemühte, und damit einem Hirngespinste nachjagte. Hindenburg und Ludendorff haben wiederholt um eine klare Entscheidung gebeten. Anfang Januar 1918 hat Hindenburg dem Kaiser eine Denkschrift eingereicht, in der es heißt: „Solange nur beraten und nicht gehandelt wird, treten die Gegensätze (zu dem Auswärtigen Amt) scheinbar zurück. Wird aber zur Tat geschritten, so zeigen sich die gegensätzlichen Auffassungen in ihrer ganzen Schärfe. . . . Euer Majestät bitte ich alleruntertänigst, sich grundlegend zu entscheiden." Was geschieht? Se. Majestät übergab das Schreiben dem Reichskanzler zur Beantwortung. — Er hat die Krone des Reichs getragen; wir werden stets in Verehrung und Mitgefühl für sein tragisches Geschick seiner gedenken. Aber gerade der nationale Politiker versäumt seine Pflicht, wenn er bei der Frage nach dem Erlebnis des großen Krieges nicht schlicht und einfach feststellen wollte: Ein gütiges Geschick hat unserem Kaiser nicht die Gaben geschenkt, die ihn befähigen konnten, ein verzweifelt ringendes Volk in Ehren durch diese harte Zeit zu führen. Man wird mir zustimmen müssen, wenn ich behaupte, er hatte in seinem Wesen eine verhängnisvolle Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dem König der Revolutionszeit von 1848.

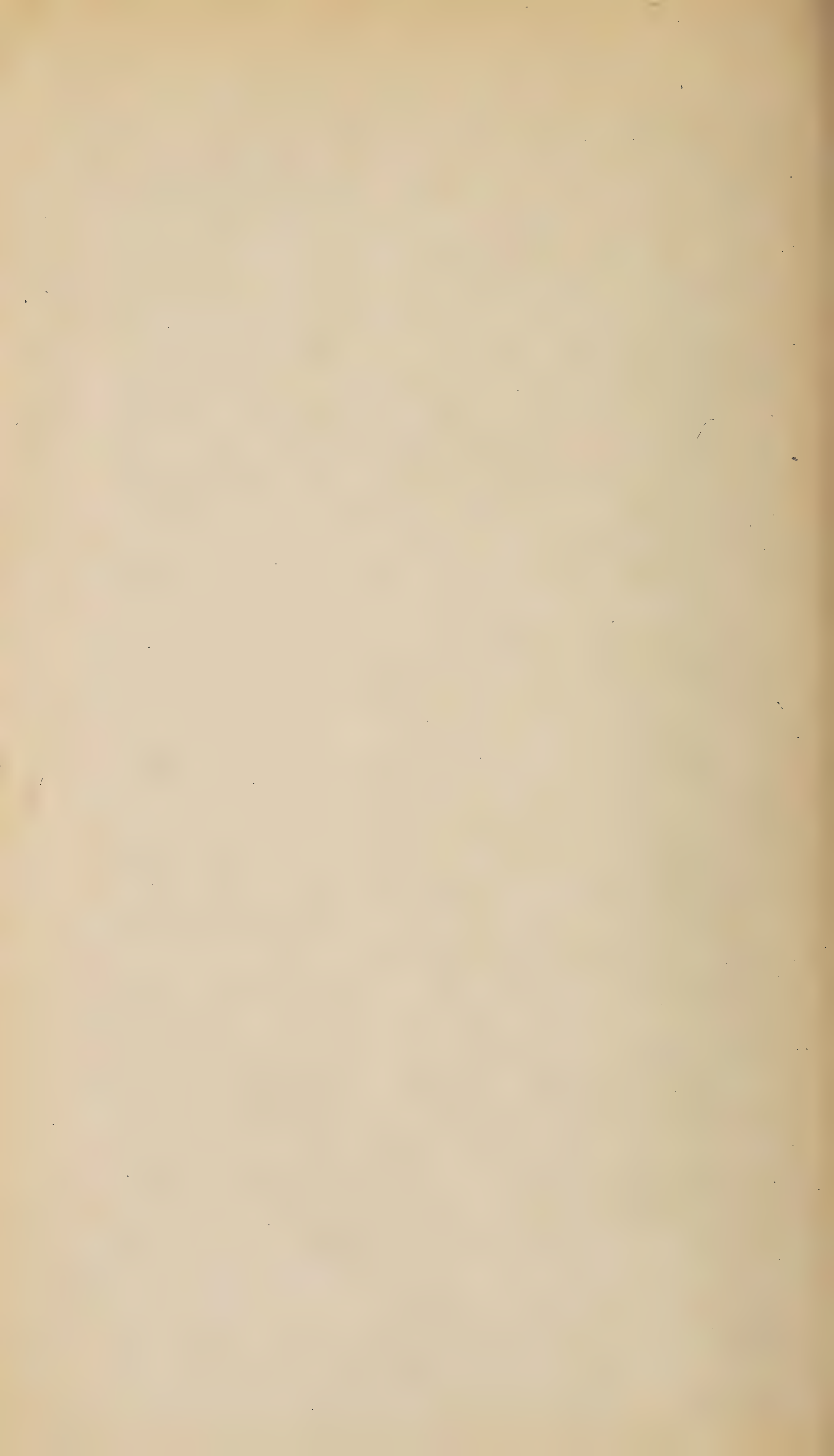
Eine furchtbare Tragik zieht sich durch unser Heldenbuch: All das Kämpfen ohnegleichen umsonst. Unseren großen Führern war der Sieg nicht beschieden. — Aber trotz allem wird ihr Name leuchten bis in die spätesten Geschlechter. Hindenburg und Ludendorff. Zu einer Persönlichkeit fast sind sie zusammengewachsen. In Kampf und Sieg, wie in den bitteren Tagen des furchtbaren Zusammenbruchs. In strahlender Schönheit leuchtet durch Ludendorffs Darstellung dieses einzigartige Verhältnis zwischen den beiden Männern: „Vier Jahre haben wir in tiefster Harmonie wie ein Mann zusammengearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich. Ich sah es mit tiefinnerer Genugtuung, daß er die Idealgestalt dieses Krieges für das deutsche Volk, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen wurde." Hindenburg, die ganz große Persönlichkeit, vor der sich auch Ludendorff immer wieder in tiefster Verehrung neigt. —

Meine Freunde, ich bin am Ende meiner Ausführungen. Ich wollte Ihnen den Eindruck wiedergeben, den ich von dem gewaltigen Werke gehabt habe; für mich ist es das Buch der Bücher geworden. Es ist das Vermächtnis unseres großen Führers an Heer und Volk. Möchten es die Deutschen nur mit zuckendem Herzen lesen; sie würden einsehen, was ihnen fehlt: die Durchdringung mit nationalem Geist und lebendigem Staatsbewußtsein. — Der Wahn aus den Köpfen muß weichen, dieser Wahn, als brauche ein Volk keine Macht, der Irrglaube auf eine allgemeine Verbrüderung muß heraus. Dieser Glaube, der wie ein schleichendes Gift in die Herzen unseres Volkes eingedrungen ist, und selbst jetzt nach diesem Friedensvertrag noch nicht ausgerottet ist. — In dem furchtbaren Kriege hat es sich gezeigt, daß so große Teile unseres Volkes nicht wußten, wofür sie im Felde standen; sie waren

eben keine lebendigen Träger des Staates. — Mit dem Krieg ist eine neue Zeit angebrochen, und gerade wir, die man als Reaktionäre beschimpft, wir wollen eine ganz neue Zeit heraufführen. Wir wollen etwas ganz Neues für unser Vaterland: Einen festgefügten nationalen Machtstaat, der geachtet dasteht im Rate der Völker, der aber im Gegensatz zur Vorkriegszeit getragen wird von dem Gemeinschaftssinn seiner Bürger. Wird das jemals gelingen, daß der Deutsche zuerst an das Wohl des Staates denkt und dann erst an sein eigenes? Wird er jemals begreifen, daß er nur dann wohl und glücklich leben kann, wenn der Staat blüht und gedeiht? Wir als begeisterte Prediger des nationalen Staatsgedankens dürfen nicht matt und nicht müde werden. Richten wir uns in unserm heiligen Kampf auf an dem eisernen Ludendorff, den auch der schwerste Schicksalsschlag nicht niederschmettern konnte. Als er am 27. Oktober in voller Manneskraft aus dem Großen Hauptquartier schied, da trotzte er mutig dem Schicksal. „In Aachen suchte ich mein erstes Kriegsquartier auf. Ich dachte an Lüttich. Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seit dem nicht geändert. Meine Muskeln strafften sich. Ich kehrte zurück in die Heimat.“ — — Wer will wissen, ob wir des Reiches Herrlichkeit noch schauen dürfen? Kämpfen wollen wir dafür mit eiserner Entschlossenheit wie unter Hindenburg und Ludendorff am Feinde. Der Wahlspruch unseres Lebens aber sei und bleibe:

Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt!

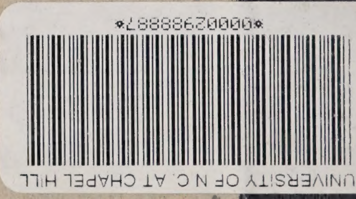
Schlesische Druckerei-Genossenschaft, e. G. m. b. H., Breslau II.










0002988887
UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL